

■ WINFRIED SÜSS

## »Gold ist Trumpf und weiter nichts.«

### Reichtumskonflikte im langen 19. Jahrhundert

*»Reichtum! Das ist das große, in tausend Echos wiederhallende Zauberwort der Zeit. In allen Schichten ist Reichtum das hohe Ziel, das man meint erreichen zu müssen, wenn man vom Glück des Lebens reden will. Sauer erworbene Vermögen werden in der Jagd nach mehr Reichtum, nach den Millionen, verspielt und in Spekulationen verloren. Es gibt keine Grenze mehr, wo der Reichtum die Befriedigung des ruhigen Genusses gewährt, und ins Ungemessene ist der Begriff des Vermögens gestiegen, das einem Menschen heute zu erwerben ermöglicht ist.«<sup>1</sup>*

31

Mit diesen Worten beschreibt Eduard Schmidt-Weißenfels in seiner *Geschichte des modernen Reichtums* nicht das 21. Jahrhundert vor der Finanzmarktkrise seit dem September 2008, sondern er führt seine Leser in die Gegenwart des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In keinem anderen Zeitalter, so der liberale Schriftsteller, der zuvor mit populärhistorischen Werken und Arbeiten zur französischen Literaturgeschichte hervorgetreten war, »hätte dies geschehen können«. Das 19. Jahrhundert habe »immer neue Quellen des Reichtums erschlossen, immer vielfältiger« die Menschen auf den Reichtumserwerb hin orientiert und so »eine Gesellschaft erzeugt, die [...] in ihre Tiefen aufgerührt ist«.

Schmidt-Weißenfels spricht hier wichtige Gesichtspunkte einer Geschichte des Reichtums im langen 19. Jahrhundert an. Seine *Geschichte des modernen Reichtums* ist damit keineswegs untypisch für die Wahrnehmung und Deutung von Reichtum im 19. Jahrhundert, als Publizisten, Literaten und zunehmend auch Wissenschaftler Reichtum aus ganz unterschiedlichen Perspektiven thematisierten. Anders als in unserer eigenen Gegenwart, in der Reichtum gerade in Deutschland im Verdacht steht, ein beschwiegenes Sozialphänomen zu sein,<sup>2</sup> war das 19. Jahrhundert eine Zeit der intensiven, bisweilen sogar obsessiven Beschäftigung mit herausragenden Formen privaten Wohlstands. Insbesondere die Ambivalenz von enormen Wohlstandsgewinnen und den daraus resultierenden Gefährdungen der Sozialordnung wurde mit ganz unterschiedlichen Zielstellungen immer wieder aufgegriffen. Dies geschah zukunftsfröh und optimistisch bei denen, die sich durch die wirtschaftliche Entwicklung eine allgemeine Steigerung des Lebensstandards mit Rückwirkung auf breite Bevölkerungskreise erhofften, kritisch bei anderen, die den Akzent auf die mit der Industrialisierung einhergehende neuartige Spreizung der Ungleichheitsverhältnisse setzten. Das Spektrum der Reichtumskritik umfasste ganz unterschiedliche Positionen, die jeweils spezifische Problemsichten einbrachten: religiös konnotierte Vorbehalte gegenüber individuellem Reichtum, bürgerlich-liberale Kritik an unlauterem Reichtumserwerb und illegitimer Verwendung von Reichtum, konservative Stimmen, die die Erosion der traditionellen, auf

1 Eduard Schmidt-Weißenfels, *Geschichte des modernen Reichtums* in biographischen und sachlichen Beispielen, Berlin 1893, S. V. Die folgenden Zitate ebd.

2 Siehe den Beitrag von Eva Maria Gajek in diesem Heft.

Herkunft beruhenden Sozialordnung in den Mittelpunkt stellten, antisemitische Autoren, die Reichtumskritik zu einer judenfeindlich unterlegten Fundamentalkritik an der Moderne weiteten, und nicht zuletzt Stimmen aus dem Umfeld des Vereins für Socialpolitik, in dem Sozialwissenschaftler über die Vereinbarkeit von industrieller Entwicklung und »guter« Gesellschaftsordnung debattierten.

Dies verweist auf einen ersten Zugang zur Geschichte des Reichtums: die Geschichte seiner kulturellen Repräsentationen, Wahrnehmungen, Zuschreibungen, Deutungen, medialen und (sozial-)wissenschaftlichen Konstruktionen. Auch andere Zugänge sind weiterführend: Reichtumsgeschichte als Geschichte von Reichen und ihrer Praktiken,<sup>3</sup> als Geschichte der Vermögensgenese und -tradierung, als politische Geschichte, die nach besonderen Macht- und Handlungschancen von Vermögenden fragt, und nicht zuletzt die Geschichte von Reichtum als Element sozialer Ungleichheit und ihrer konflikthafter Verhandlung. Während die Geschichte der Armut als unterem Ende des materiellen Verteilungsspektrums inzwischen sehr differenziert untersucht wurde,<sup>4</sup> ist die Geschichte des Reichtums in der Industriemoderne weit weniger gut erforscht, gerade für den deutschen Sprachraum.<sup>5</sup> Dabei ließe sich argumentieren, dass Armut und Reichtum Komplementärphänomene sind, die in jeweils spezifischen – historisch variablen – Beziehungsverhältnissen zueinander stehen, so dass das eine nicht ohne das andere angemessen analysiert werden kann.<sup>6</sup> Aus dieser Sicht kann man Eigentumsordnung, Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik als drei eng aufeinander bezogene und zugleich miteinander konkurrierende Politikfelder sehen. Hierdurch ergeben sich enge Verbindungslinien zwischen der Geschichte des Reichtums und der Geschichte des modernen Wohlfahrtsstaats, wie er in vielen Ländern Europas seit den 1880er Jahren entstand. Hier setzen die Überlegungen dieses Beitrags an. Nach einem Überblick über die Genese großer Vermögen in Deutschland fragt er nach der Wahrnehmung des entstehenden Reichtums durch Publizistik und Wissenschaft im Zeitraum zwischen Vormärz und Erstem Weltkrieg. In einem weiteren Schritt werden die mit der Genese neuen Reichtums verbundenen politisch-sozialen Konflikte analysiert.

- 3 Klassisch: Thorstein Veblen, *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt a. M. 2011 (engl. E. A. 1899); vgl. auch Roman Sandgruber, *Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910*, Graz 2013, S. 192–224.
- 4 Exemplarisch: Lutz Raphael, *Figurationen von Armut und Fremdheit. Eine Zwischenbilanz interdisziplinärer Forschung*, in: ders./Herbert Uerlings (Hg.), *Zwischen Ausschluss und Solidarität. Modi der Inklusion/Exklusion von Fremden und Armen in Europa seit der Spätantike*, Frankfurt a. M. 2008, S. 13–36; ders., *Grenzen von Inklusion und Exklusion. Sozialräumliche Regulierung von Armut und Fremdheit im Europa der Neuzeit*, in: *Journal of Modern European History* 11 (2013) 2, S. 147–167.
- 5 Die nach wie vor analytisch beste und umfassendste Darstellung für das 19. Jahrhundert bleibt Dolores L. Augustine, *Patricians and Parvenus. Wealth and High Society in Wilhelmine Germany*, Oxford 1994; weiterführende, bislang kaum aufgegriffene Anregungen finden sich bei Hartmut Berghoff, *Vermögenseliten in Deutschland und England vor 1914. Überlegungen zu einer vergleichenden Sozialgeschichte des Reichtums*, in: ders./Dieter Ziegler (Hg.), *Pionier und Nachzügler? Vergleichende Studien zur Geschichte Großbritanniens und Deutschlands im Zeitalter der Industrialisierung. Festschrift für Sidney Pollard zum 70. Geburtstag*, Bochum 1995, S. 281–308, hier S. 284–287.
- 6 Zum Konzept der Reichtumskulturen, das die zeittypischen Legitimationen und Repräsentationen von Reichtum in Beziehung zu spezifischen Wirtschaftsstilen setzt, vgl. Alexander Ebner/Jens Becker, *Reichtumskulturen: Eine wirtschaftssoziologische Perspektive*, [http://wirtsoz-dgs.mpifg.de/dokumente/Ebner\\_Reichtum.pdf](http://wirtsoz-dgs.mpifg.de/dokumente/Ebner_Reichtum.pdf) (2011, letzter Zugriff 3.8.2016).

## 1. Industrialisierung, Wohlstandsgewinne und soziale Ungleichheit

Die Entstehung großer Vermögen war ein Prozess, der die Industrialisierung Europas langfristig begleitete und die gesamtgesellschaftlichen Ungleichheitsrelationen tiefgreifend veränderte. Zwar erfasste die Wohlstandssteigerung große Teile der Gesellschaft. Doch profitierten die wohlhabendsten Bevölkerungsschichten davon in besonderem Maße. Die Entwicklung von Einkommen und Vermögen zeigt, dass es sich bei den »Reichen« um eine Sozialfigur mit zunehmender Bedeutung handelte.<sup>7</sup> Einige Zahlen können dies trotz der überaus lückenhaften Quellenlage verdeutlichen: Zwischen 1854 und 1913 stieg in Preußen der Anteil der reichsten fünf Prozent der Einkommensbezieher am deklarierten Gesamtaufkommen der Klassen- und Einkommenssteuerstatistik von einem Fünftel auf ein Drittel. Ähnlich stellte sich die Situation im industrialisierten Sachsen dar. 1855 erzielten in Preußen nur etwa 500 Personen ein höheres steuerpflichtiges Einkommen als ein Minister. Um 1910 waren es schon mehr als 14.000. Auch wenn Steuerdaten aufgrund der vielfältigen Möglichkeiten, Einkünfte zu verschleiern, nur deutlich zu niedrige Näherungswerte ergeben, so spricht doch einiges dafür, dass die Zahl der Reichen vor allem in den Dekaden vor dem Ersten Weltkrieg stark zunahm. So wuchs die Anzahl der Zahlungspflichtigen in der obersten preußischen Steuerklasse zwischen 1895 und 1912 von 61.000 auf 111.000 und damit weit schneller als die Gesamtbevölkerung.<sup>8</sup> 1874 zählte die preußische Statistik etwa 170 Talermillionäre. Um 1900 gab es bereits rund 10.000 Vermögensmillionäre in Deutschland. Rund 1200 von ihnen konnten mindestens fünf Millionen Mark ihr Eigen nennen.<sup>9</sup> Aufgrund zeittypischer Unterschiede im Lebensstandard, in den Konsummustern und in den Preisen für Güter und Dienstleistungen sind Schätzungen der aktuellen Kaufkraft derartiger Vermögen problematisch. Dass der Wert eines solchen Vermögens mehr als 4000 Arbeiter-Jahreseinkommen entsprach, verweist allerdings darauf, dass der Gegenwert dieser Summe die Eintrittsschwelle in die Welt extremen Wohlstands weit überschritt.<sup>10</sup> Für den Volkswirt Adolf Wagner war es daher ein Kennzeichen seiner Gegenwart, dass eine »neue, grosse, die alte an Zahl u[nd] Einkommen u[nd] Vermögenshöhe weit überragende ökonomische (Geld)Aristokratie« entstand.<sup>11</sup>

Hinter dieser geradezu explosionsartigen Vermehrung des Reichtums stand eine tiefgreifende Veränderung in der Struktur der großen Vermögen. Bildete zu Beginn des 19. Jahrhunderts Grundbesitz die wichtigste Quelle großen Wohlstands, wurde seither ein immer

7 Zum Begriff der Sozialfigur siehe Süß/Johrendt, Editorial, Anm. 14, im vorliegenden Heft.

8 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995, S. 708, 710f. u. 1030.

9 1874: Schmidt-Weißenfels, *Geschichte des modernen Reichtums*, S. 163; um 1900: eigene Berechnungen auf der Basis von Rudolf Martin, *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre*, 21 Bde., Berlin 1911–1914. Die Zahlen sind allerdings nur eingeschränkt vergleichbar. Ein Taler entsprach etwa 3,3 Mark.

10 Den Daten von Martin liegen unterschiedliche Jahrgänge der Einkommenssteuerstatistik zwischen 1905 und 1912 zugrunde; für die Arbeiter-Jahreseinkommen: Sozialgesetzbuch, VI. Buch, Anlage 1, Bundesgesetzblatt I 2002, S. 869f. Nimmt man ein durchschnittliches Brutto-Arbeitnehmerjahreseinkommen zum Vergleichsmaßstab, würde der gegenwärtige Wert eines Vermögens von fünf Millionen Mark um 1910 ca. 220 Millionen Euro betragen.

11 Wagner stützte seine Analyse auf die Auswertung der preußischen Klassen- bzw. Einkommenssteuer 1851–1902. Adolf Wagner, *Theoretische Sozialökonomik oder Allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre*, Leipzig 1907, S. 467.

größerer Teil der Vermögen in der Industrie und mit Finanzdienstleistungen verdient. Eine Auswertung der Spitzenvermögen in Preußen zeigt, dass kurz nach der Jahrhundertwende nur noch ein knappes Viertel dieser Vermögen (ca. 24 Prozent) auf Land- und Forstbesitz basierte. 38 Prozent der reichsten Steuerpflichtigen in Preußen verdankten ihr Vermögen industriellem bzw. montanindustriellem Besitz. Rund 27 Prozent der großen Vermögen gründeten auf Tätigkeiten im Bank- und Finanzgewerbe. Weitere sieben Prozent besaßen Handelsunternehmen.<sup>12</sup> Das bedeutete auch: Die großen Vermögen fanden sich immer seltener in den Händen des Adels, sondern waren bürgerliche Vermögen. Um 1900 besaß nicht etwa der Kaiser das größte Vermögen in Deutschland, sondern die Konzernerin Bertha Krupp (ca. 187 Millionen Mark), die ihrem Namen das Adelsprädikat erst nach der Heirat mit Gustav von Bohlen und Halbach, dem Sohn eines nobilitierten badischen Hofbeamten hinzufügen konnte. Den kaiserlichen Standesgenossen ging es kaum besser. Der König von Sachsen schaffte es mit einem Vermögen von 25 Millionen Mark eben noch unter die 100 reichsten Deutschen, weit abgeschlagen hinter der Frankfurter Bankiersfamilie Rothschild, deren deutsche Zweige über 107, 76, 38 und 37 Millionen Mark verfügten, den Essener Thyssens (55 Millionen Mark), die ihr Geld in der Montanindustrie verdienten, oder dem Hamburger Salpeterbaron Henry Sloman (60 Millionen Mark). Nur in stark agrarisch geprägten Regionen wie Bayern und Ostelbien basierte ein nennenswerter Teil des Reichtums weiterhin auf Grundbesitz und Forstwirtschaft. Allerdings verzeichneten diese Wirtschaftssektoren im Durchschnitt niedrigere Produktivitätszuwächse als andere Erwerbsquellen.<sup>13</sup> Insgesamt war der Reichtum in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert damit stärker durch Industrie, Handel und Finanzdienstleistungen, also wirtschaftsbürgerlich geprägt als in England, dem Mutterland der Industrialisierung.<sup>14</sup> Der deutsche Adel ließ sich »nur in sehr begrenztem Umfang und mit größter Vorsicht auf den Industriekapitalismus ein« und folgte in seiner Wirtschaftspraxis eher einer bestandssichernden Logik, die weiterhin auf Landbesitz gründete.<sup>15</sup> Signifikante Ausnahmen bildeten hier lediglich Teile des südwestdeutschen Adels und vor allem die schlesischen Magnaten, eine kleine Gruppe alt- und hochadliger Familien, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts eigene Muster des ökonomischen und sozialen Aufstiegs entwickelten und dabei besonders von der Privatisierung traditioneller adliger Verfügungsrechte über Grundbesitz (vor allem des Bergregals) profitierten. Familien wie die Fürsten zu Donnersmarck, von Pless oder die Grafen von Schaffgotsch erwarben erhebliche Teile ihres

12 Eigene Berechnung aufgrund von Rudolf Martin, *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre im Königreich Preußen*, Berlin 1911 (Vermögen ab 10 Millionen Mark [n = 202]), bei Mischvermögen wurden die Vermögensinhaber der Sparte mit dem jeweils größten Vermögensanteil zugeordnet.

13 In Bayern basierte ein gutes Drittel der Vermögen über fünf Millionen Mark auf Land- und Forstwirtschaft. Zudem handelte es sich auch bei größeren industriellen Vermögen vielfach um solche mit engem Bezug zur Landwirtschaft, zum Beispiel Brauereien, Holzverarbeitende Betriebe und Handel mit Agrarprodukten. Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich die Informationen auf die Auswertung der entsprechenden Länderbände im *Jahrbuch der Millionäre*, hier: Rudolf Martin, *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Bayern*, Berlin 1914.

14 Berghoff, *Vermögenseliten*, S. 284–287.

15 Hartmut Berghoff, *Adel und Industriekapitalismus im Deutschen Kaiserreich. Abstoßungskräfte und Annäherungstendenzen zweier Lebenswelten*, in: Heinz Reif (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert*, Berlin 2000, S. 233–272, hier S. 261 (Zitat) u. 270.

exorbitanten Reichtums bereits unter vor- und frühindustriellen Bedingungen, indem sie Gewerbe und Montanindustrie an ihre Gutsökonomien anlagerten. Dabei konnten sie oftmals hohe Gewinne aus der Veräußerung grundherrlich gebundener Ressourcen infolge des steigenden Bedarfs an Holz, Zink, Eisenerz und Steinkohle durch die Industrielle Revolution ziehen.<sup>16</sup>

Die Ungleichheitskonflikte des 19. Jahrhunderts waren daher nicht nur Konflikte zwischen arm und reich, sondern auch zwischen Stadt und Land, zwischen den agrarisch geprägten Regionen im Osten und Süden Deutschlands und den industrialisierten, schnell wachsenden urbanen Zentren in Berlin-Brandenburg, Sachsen und den preußischen Westprovinzen.<sup>17</sup> Dies verweist auf eine Grundspannung, die das wilhelminische Deutschland nie ganz ausbalancieren konnte: den Konflikt zwischen der Statik eines politischen Ordnungsmodells, in dem der grundbesitzende Adel weiterhin den Ton angab, und einer enormen wirtschaftlichen Dynamik, die wesentlich von Industrie und Handel getragen wurde und an der der deutsche Adel nur am Rande partizipierte.

## 2. Messen, Sichtbarmachen, Dienstbarmachen: Umriss einer Wissensgeschichte des Reichtums

Eine steigende Zahl von belletristischen, moralphilosophischen und nationalökonomischen Veröffentlichungen zeigt, dass das Thema Reichtum die Menschen des 19. Jahrhunderts in zunehmendem Maß beschäftigte, besorgte und zugleich faszinierte. Auf welchen Informationen basierte die öffentliche Urteilsbildung über Reichtum? Wer galt als reich, was waren die Maßstäbe dafür, wer legte sie fest? Und nach welchen Kriterien wurde Reichtum moralisch bewertet? Auffallend ist, dass Reichtum lange eine ungemessene Größe war. So verstanden Konversationslexika aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Reichtum ganz allgemein als »höhere[n] Grad der Wohlhabenheit« und »Zustand, in dem Dinge im Überfluss vorhanden sind.«<sup>18</sup> Bis zur Jahrhundertmitte dominierten spektakuläre Einzelfälle das öffentliche Bild des Reichen. Es waren weniger konkrete Vermögensgrößen, die Reichtum definierten, als vielmehr sichtbare Ausdrucksformen exorbitanten Wohlstands: Grund- und Fabrikbesitz, ostentativer Luxuskonsum, aber auch mäzenatisches Handeln. Reichtum war also vor allem zugeschriebener und damit nur vage spezifizierter Wohlstand, der zumeist einen eng umrisse-

16 Manfred Rasch, *Adelige als Unternehmer zwischen Industrialisierung und Ende des deutschen Kaiserreichs: Beispiele aus Württemberg und Baden*, in: Eckart Conze/Sönke Lorenz/Wencke Meteling (Hg.), *Die Herausforderung der Moderne. Adel in Südwestdeutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2010, S. 83–110; Toni Pierenkemper, *Unternehmeraristokraten in Schlesien*, in: Elisabeth Fehrenbach (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848*, München 1994, S. 129–157.

17 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1: *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, S. 287f.

18 So etwa im verbreiteten Nachschlagewerk von Heinrich August Pierer, *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 24, Altenburg 1844, S. 400. Die Definition von Reichtum als Überfluss an zeitlichen Gütern findet sich schon in den großen Wissenskompilationen des Spät-Barock; Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Leipzig/Halle 1732–1754, Bd. 31, Art. *Reichthum*, S. 198–212.

nen lokalen Referenzraum hatte und besonders dann thematisiert wurde, wenn das Handeln von Reichen zum Gegenstand gesellschaftlicher Kontroversen wurde.<sup>19</sup>

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierten sich Geldsummen als Maß des Reichtums. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren unternehmerisch erwirtschaftete Millionenvermögen wie die des Lokomotivfabrikanten August Borsig oder die des Montanindustriellen Karl Godulla eine seltene Ausnahme. Entsprechend ungebräuchlich war die Bezeichnung »Millionär« zur Charakterisierung außerordentlichen Reichtums. Vielfach diente die unspezifische, exotisierende und stärker auf sichtbare Ausdrucksformen von Reichtum abstellende Bezeichnung »Nabob« zur Charakterisierung dieser Personengruppe.<sup>20</sup> Um die Jahrhundertwende konnte der Soziologe Werner Sombart auf die wachsende Zahl von »Talermillionären« aufmerksam machen, die in Berlin von sechs im Jahre 1857 auf 639 im Jahre 1900 zugenommen habe. Im Aufstieg des Reichen zu einer tonangebenden Sozialfigur sah er eine Zeittendenz seiner eigenen Gegenwart, die sozialrevolutionäre Veränderungen zunehmend »schwieriger« mache.<sup>21</sup>

Versuche, Reichtum systematisch zu erfassen und ihn durch Messung zu konkretisieren, standen oft in enger Beziehung zu sozialpolitischen Reformbestrebungen. Nicht selten ging es darum, durch solche Erhebungen eine statistische Basis für eine gerechte Verteilung der finanziellen Lasten der lokalen Armenpflege zu schaffen.<sup>22</sup> Seit den 1870er Jahren mehrten sich in Deutschland staatswissenschaftliche Veröffentlichungen, die sich um die systematische Erfassung von Reichtumsverhältnissen bemühten. Auch diese Versuche, große Vermögen in Zahlen zu fassen und sie in ein Verhältnis zueinander zu setzen, entstanden oft im Zusammenhang mit politischen Debatten über eine stärkere Heranziehung der Besitzenden für öffentliche Aufgaben. So wollten etwa Ökonomen aus dem Umfeld des Vereins für Socialpolitik Daten erheben, um die strittig diskutierte Reform der Einkommens- und Vermögenssteuer auf eine gesicherte Grundlage zu stellen.<sup>23</sup>

Solche Debatten entzündeten sich an einer Reihe von Faktoren: Erstens konnte das Steueraufkommen mit den wachsenden Staatsaufgaben nicht mehr Schritt halten. Diese Situation wurde durch das Wettüben der europäischen Mächte am Ausgang des 19. Jahrhunderts weiter verschärft. Zweitens zielten die traditionellen Instrumente der Steuererhebung darauf, bei Wohlhabenden einen Teil des Ertrags von Haus- oder Grundbesitz abzuschöpfen. Die

19 Die lokale Relativität des Reichtums betont Hermann Julius Meyer, Neues Conversations-Lexikon für alle Stände, Bd. 13, Hildburghausen 1860, S. 154.

20 Die Auswertung der Referenzkorpora des Deutschen Textarchivs zeigt, dass der Begriff »Millionär« seit etwa 1790 im deutschen Sprachraum anzutreffen ist, jedoch erst seit den 1880er Jahren häufiger verwendet wurde. Deutsches Textarchiv, <http://www.deutschestextarchiv.de> (letzter Zugriff 10.6.2016).

21 Werner Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Sechste vermehrte und in die Gegenwart fortgeführte Auflage, Jena 1908, S. 93f. In früheren Auflagen fehlt diese Passage.

22 Vgl. etwa Ernst Bruch, Zur Organisation der Wohlthätigkeits-Armenpflege in Berlin. Die Vertheilung von Reichthum und Armuth in den Stadtbezirken, Berlin 1869.

23 Julius Friedrich Neumann, Die progressive Einkommenssteuer im Staats- und Gemeinde-Haushalt. Gutachten über Personalbesteuerung, auf Veranlassung des Vereins für Socialpolitik, Leipzig 1874. Die Erstellung und Diskussion solcher Enquêtes auf den Versammlungen des Vereins geschah mit der erklärten Absicht, den Gesetzgebungsprozess zu beeinflussen. Ewald Frie, Verein für Socialpolitik, Kathedersozialisten und die Wirtschaftspolitik im Bismarckreich, in: Michael Epkenhans/Ulrich von Hehl (Hg.), Otto von Bismarck und die Wirtschaft, Paderborn 2013, S. 43–57, hier S. 48.

Entwicklung solcher immobilien Werte bildete indes die zeittypische Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung nur unzulänglich ab, so dass gerade die im Verlauf der Industrialisierung neu entstehenden Vermögen nur in geringem Umfang besteuert wurden. Drittens schließlich belastete der wachsende Anteil der Verbrauchssteuern am Finanzaufkommen Einkommensschwache weit stärker als Wohlhabende.<sup>24</sup> Der Prozess der »Verwissenschaftlichung des Sozialen«,<sup>25</sup> in dem punktuelle Informationen über Reichtum von systematisierten, auf die Ordnung des Sozialen bezogenen Betrachtungsweisen abgelöst wurden, stand damit von Beginn an in einem engen Beziehungsverhältnis zu kontrovers diskutierten Verteilungsfragen.

Dabei verschob sich die Perspektive vom einzelnen Reichen auf den Aufbau der Gesellschaft. Die ältere, theologisch geprägte Literatur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte Reichtum vor allem als eine Gefährdung der individuellen Moral diskutiert, »die dem Menschen die Tugend« erschwere, weil sie »eine Scheidewand zwischen ihm und der Weisheit, welche allein Glückseligkeit begründen kann«, errichte.<sup>26</sup> Bürgerliche Sozialreformer wie Gustav Schmoller betonten gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem Probleme der gesellschaftlichen Ordnung, die sich aus der Entstehung einer neuen Geldaristokratie ergaben. Für Schmoller war die massive Dynamisierung sozialer Mobilitätsprozesse ein prägendes Kennzeichen seiner eigenen Gegenwart, die er gleichermaßen durch das »rasche Verschwinden der älteren Adelsfamilien« geprägt sah, wie durch das noch »viel raschere« Ableben »der neuen Geschäftsaristokratie«. <sup>27</sup> Schmoller wertete die Dynamisierung sozialer Mobilität im Verlauf des Industrialisierungsprozesses und die damit einhergehende Zunahme der Einkommensungleichheit als »sociale[n] Differenzierungsprozeß«, der »von harten Machtkämpfen, von brutaler Gewalt, von Unrecht und Unterdrückung, von Ausbeutung und Vernichtung« begleitet werde.<sup>28</sup> Den Bewertungsmaßstab solcher Befunde bildete er durch epochenübergreifende statistische Vergleiche, die allerdings oft sehr punktuell ausfielen und im Hinblick auf ihre empirische Evidenz auch zeitgenössischen Maßstäben kaum standhielten. Zwar hob der Kathedersozialist gegen marxistische Verelendungstheorien Verbesserungen des allgemeinen Wohlstandsniveaus hervor, die gerade den unteren Schichten zu Gute kämen. Allerdings sah Schmoller in der »steigende[n] Ungleichheit des Einkommens und Vermögens«, dem »unreelle[n] Treiben« und der »mangelnde[n] Solidität in einzelnen Kreisen des Handels« eine erhebliche Gefahr für die politische Ordnung des Kaiserreichs. Denn sie förderten seiner Ansicht nach Klassenkonflikte, die »mit der Zeit auch alle freien politischen Institutionen vernichten« würden.<sup>29</sup> Ihm, so erklärte Schmoller, gehe es nicht um eine »Nivellierung im

24 Eckart Schremmer, *Steuern und Staatsfinanzen während der Industrialisierung Europas. England, Frankreich, Preußen und das Deutsche Reich 1800 bis 1914*, Berlin 1994, S. 196; Hans-Peter Ullmann, *Der deutsche Steuerstaat. Geschichte der öffentlichen Finanzen vom 18. Jahrhundert bis heute*, München 2005, S. 60–63 u. 74–88.

25 Lutz Raphael, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) 2, S. 165–193.

26 Etwa Sophie Pannier, *Der Reichtum des Armen und die Armuth des Reichen*, Elberfeld 1831, S. 66–75, hier S. 75.

27 Gustav Schmoller, *Die Einkommensverteilung in alter und neuer Zeit*, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft* 19 (1895), S. 1067–1094, hier S. 1075.

28 Ebd., S. 1073.

29 Gustav Schmoller, *Eröffnungsrede auf dem ersten Treffen des Vereins für Socialpolitik in Eisenach, 6.10.1872*, *Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914*, I. Abt., Bd. 8: *Grundfragen der Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion: Kirchen, Parteien, Vereine*

sozialistischen Sinn«. <sup>30</sup> Nötig seien allerdings Reformen, die die »unteren Klassen so weit [...] heben [...], daß sie in Harmonie und Frieden sich in den Organismus der Gesellschaft und des Staates einfügen«, sonst drohe die Gefahr einer »sozialen Revolution«. <sup>31</sup> Daher trat Schmoller für einen Ausbau der Fabrikgesetzgebung sowie für moderate sozial- und steuerpolitische Reformen ein, um dem Auseinanderdriften der Ungleichheitsverhältnisse entgegenzuwirken und größere Geldbeträge für öffentliche Aufgaben zu schöpfen. Sein Kollege Robert Wagner hielt manche zeitgenössische Entwicklung, etwa die aus der zunehmenden Konzentration des städtischen Grundbesitzes entstehenden sozialen Verwerfungen sogar für derart problematisch, dass er nicht nur eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer sowie Steuern auf Spekulationsgewinne forderte, sondern in der Überführung dieses Grundbesitzes in Gemeinde- oder Staatseigentum eine durchaus erwägenswerte Option sah. <sup>32</sup> Gegen die Positionen der Kathedersozialisten betonte der der Reichsregierung nahestehende Finanzexperte Karl Helfferich, dass die Anzahl nicht steuerpflichtiger Arbeitnehmer in Preußen zwischen 1896 und 1913 deutlich zurückgegangen sei, während die Zahl der in der niedrigsten Steuerklasse veranlagten Zensiten zugenommen habe. Diesen Befund wollte er als Beleg gegen die »oft behauptete« These einer »plutokratischen Entwicklung« in Deutschland verstanden wissen. <sup>33</sup> Bemerkenswert an dieser Ansicht ist weniger das milde Licht, mit dem der Verfasser die Ungleichheitsverhältnisse im spätwilhelminischen Deutschland ausleuchtete, als vielmehr die Tatsache, dass er dieser Frage in einer Jubiläumsschrift, die den 25. Jahrestag der Thronbesteigung Wilhelms II. feiern sollte und ganz im Zeichen der vergleichenden Auseinandersetzung mit den westlichen Demokratien stand, einen erheblichen Stellenwert einräumte.

Reichtum und soziale Ungleichheit waren in der Spätzeit der wilhelminischen Epoche damit ebenso wichtige wie kontrovers diskutierte Themen. Ein Ausdruck der an diese Themen angelagerten Konflikte waren die heftigen Debatten, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg über das von Rudolf Martin zusammengestellte *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre* geführt wurden. Martin, ein wegen seiner politischen Schriften zunächst aus dem Reichsamt des Inneren in das Kaiserliche Statistische Amt strafversetzter und später entlassener Beamter, hatte über mehrere Jahre publizierte statistische Daten zur Einkommens- und Vermögenssteuerstatistik gesammelt, diese aufgrund seiner intimen Kenntnisse des Erhebungsverfahrens aufgeschlüsselt und durch Rückfragen bei den Betroffenen ergänzt, so dass er in der Statistik anonym aufgeführte Vermögen einzelnen Personen zuordnen konnte. Dabei kam ihm zugute, dass die oberste Vermögenssteuerklasse, ebenso wie die erste Klasse des in den meisten Ländern des Deutschen Reiches geltenden Zensuswahlrechts, in der Regel mit wenigen Personen besetzt war.

Martin versah die Ergebnisse seiner Zuordnungen mit Adressen und ergänzte sie bei den größeren Vermögen durch Biografien, so dass er zwischen 1911 und 1914 in 22 Einzelbänden Informationen zu rund 10.000 deutschen Millionären publizieren konnte. Damit wurde

und Verbände, hg. von Hansjoachim Henning/Florian Tennstedt, bearb. von Ralf Stremmel u. a., Darmstadt 2006, S. 374–380, hier S. 378f.

30 Ebd., S. 379.

31 Ebd., S. 375 u. 379.

32 Wagner an Heinrich Bernhard Oppenheim, 10.4.1872, in: Adolph Wagner – Briefe, Dokumente, Augenzeugenberichte 1851–1917, hg. von Heinrich Rubner, Berlin 1978, S. 109f.

33 Karl Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand 1888–1913, Berlin 1913, S. 103; zur Einordnung vgl. Wilhelm Treue, Karl Helfferich über Deutschlands Wohlstand im Jahre 1913, in: Archiv für Kulturgeschichte 57 (1975), S. 211–234.



Reichtum auf eine ganz neue Weise anschaulich, er bekam nicht nur ein Gesicht, sondern auch einen Ort und eine Geschichte. Martins Handbücher sind damit charakteristisch für einen Umstand, der unser Wissen über Reichtum bis heute prägt: Nichtstaatliche Erhebungen füllen Lücken in der meist dürftigen amtlichen Statistik. Der ehemalige Beamte publizierte seine Ergebnisse in Form einer Rangliste, wie sie auch heute noch in der Reichtumsberichterstattung der Printmedien populär ist, etwa der jährlichen Liste der reichsten Deutschen, die das *Manager Magazin* veröffentlicht, oder der bekannten Milliardärs-Rangliste des US-amerikanischen *Forbes Magazine*.<sup>34</sup> Eva Gajek hat argumentiert, dass die Erfassung und Darstellung von Reichtum mit Martins Bänden eine neue Qualität erreichte, die sich von der bisher praktizierten Zurschaustellung von Vermögen im lokalen Raum nicht nur durch ihre Konkretisierung unterschied, sondern auch dadurch, dass sie nicht mehr auf freiwilligen Angaben basierte und einordnende Vergleiche ermöglichte.<sup>35</sup>

Das Erscheinen des ersten Bandes war ein veritabler politischer Skandal, denn systematische und flächendeckende Veröffentlichungen personenbezogener Daten zu Einkommen und Vermögen waren bis dahin präzedenzlos.<sup>36</sup> Martin, so spottete das Münchner Satirejournal *Simplizissimus*, habe »den Reichen dieser Erde« damit »indiskret den Faltenmantel« abgezogen.<sup>37</sup> Seine Veröffentlichungen stießen keineswegs nur auf Zustimmung, sondern auch auf heftige Kritik, zumal von Zeitungen, deren Besitzer in den Jahrbüchern genannt worden waren. Andere erkannten hingegen die politische Brisanz der Informationen und sahen in Martins Werk einen wichtigen Beitrag in der Debatte um mehr Steuergerechtigkeit. Sogar eine »Proskriptionsliste«<sup>38</sup> für den Fall einer sozialistischen Revolution in Deutschland hat man die Jahrbücher genannt. Dabei geriet der Bearbeiter (wohl zu Unrecht) in Verdacht, seine Publikationen auf der Grundlage von verwaltungswirtschaftlichen Steuerdaten erstellt zu haben, so dass einige der im ersten Jahrbuch aufgeführten preußischen Millionäre ihren Einfluss geltend machten, um eine Beschlagnahme der Druckfahnen zu erreichen. Das geschah freilich nicht nur, weil diese Reichen lieber anonym bleiben wollten, sondern auch, weil mancher im Buch Genannte sich in der Rangliste der Spitzen-Vermögen zu weit hinten platziert sah und deswegen um seine Kreditwürdigkeit fürchtete. Das Verfahren gegen Martin verlief indes im Sande, weil er argumentieren konnte, dass seine Rückrechnungen aus der amtlich publizierten Statistik trotz der damit verbundenen Offenlegung privater Vermögensverhältnisse gegen kein geltendes Gesetz verstießen. Auch konnte ihm eine Fehlerhaftigkeit seiner Informationen, aus der sich eine mutwillige Rufschädigung hätte ableiten lassen, nicht nachgewiesen werden. Seinen zahlreichen Kritikern, zu denen auch bedeutende Zeitungsverleger gehörten, die die Privatsphäre ihrer Familien und Anzeigenkunden verletzt sahen, hielt der geschasste Beamte vor, die vorherrschende Neigung zur Geheimhaltung großer Vermögen sei ein »Aber-

34 <http://www.forbes.com/billionaires/list/>; <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/artikel/die-reichsten-deutschen-2015-die-top-10-a-1055901.html> (letzter Zugriff 5.8.2016).

35 Eva Maria Gajek, Sichtbarmachung von Reichtum. Das Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Preußen, in: Archiv für Sozialgeschichte 54 (2014), S. 79–108, hier S. 84.

36 Vorgänger Martins hatten zu Werbezwecken Namen und Anschriften von Reichen zusammengestellt, diese aber ohne konkrete Angaben zur Größe der Vermögen publiziert. Vgl. Albert Johannesson, Deutsches Millionär-Adressbuch, Berlin 1894.

37 Ratastoste, St. Martin, *Simplizissimus*, 27.3.1911, S. 891.

38 Rudolf Martin, Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Berlin, Berlin 1913, S. IX. Martin gibt hier ein nicht näher nachgewiesenes Pressezitat wieder. Eine profunde Analyse der Publikations- und Rezeptionsgeschichte von Martins Jahrbüchern findet sich bei Gajek, Sichtbarmachung, S. 86–105.

glauben des Mittelalters«. <sup>39</sup> Ihm sei es darum gegangen, den populären Vorstellungen über große Vermögen »klare wissenschaftliche Tatsachen« entgegenzusetzen, um so die aktuelle Debatte über eine Reform der Vermögenssteuer voranzubringen. Wer für den Fortschritt der Wissenschaft sei, der müsse auch für die »Aufklärung auf dem Gebiete des Vermögens und Einkommens sein«.

Viele der an ein breites Publikum gerichteten Veröffentlichungen nahmen freilich eine andere, oft sehr positiv konnotierte Perspektive auf das Phänomen Reichtum ein. Solches »Meinungswissen«, <sup>40</sup> wie es Morten Reitmayer genannt hat, verweist auf die Imaginationen und Projektionen, die sich mit dem Thema Reichtum verbanden. Sie konnten handlungsrelevant werden, indem sie breitenwirksame Kategorien der Umweltwahrnehmung und der normativen Einordnung in die soziale Welt bereitstellten. In der rasch anwachsenden Zahl populärwissenschaftlicher Publikationen zum Thema Reichtum dominierte seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine ausgesprochen zukunftsoptimistische Sichtweise, die unerwünschte individuelle und gesellschaftliche Folgen von Reichtum zwar diskutierte, insgesamt jedoch die mit dem Reichtumserwerb verbundenen Chancen weit stärker akzentuierte. So sah Albert Seldis in einer Schrift über den »modernen Reichtum und das menschliche Lebensglück«, mit der er angehende Kaufleute in das Handelsleben einführen wollte, in der Zunahme großer Vermögen den »Grund und die Folge allen Fortschritts« und stellte den gesamtgesellschaftlichen Nutzen durch Steuereinnahmen, *trickle-down*-Effekte und soziales Engagement von Reichen heraus. <sup>41</sup> Während die Moralpublizistik des Vormärz Reichtum als Selbstüberhebung über den eigenen Stand und Gefährdung der Sozialordnung offen infrage gestellt hatte, präsentierten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Ratgeber Reichtum als legitimes, erstrebenswertes und erreichbares Lebensziel. <sup>42</sup> »Reich zu werden«, so fasste ein populärer Ratgeber kurz vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs diese optimistische Grundstimmung zusammen, sei »heute weit leichter als früher«. <sup>43</sup> Allerdings war ein beträchtlicher Teil dieser Populärliteratur nicht auf Deutschland, sondern auf die transatlantische Welt bezogen. Der anonyme Autor der Publikation hatte sein Pseudonym, Astor Vanderbilt, als Kompositum aus zwei der bekanntesten Millionärsdynastien der Vereinigten Staaten gebildet. Die mit der Überschrift »Wühle im Golde!« versehene Abbildung einer größeren Menge Münzen auf dem Vorsatzblatt des Buches verdeutlicht, wie er seinen Lesern die Chancen der Vermögensmehrung im »Goldland« <sup>44</sup> Amerika darzustellen versuchte: Reichtum, so die Botschaft des millionenschweren Münzhaufens, sei in den Vereinigten Staaten buchstäblich mit Händen zu greifen. Dieses Versprechen konnte an Darstellungen in populären Journalen anknüpfen,

39 Martin, Jahrbuch (Berlin), S. VIII, IX, die folgenden Zitate ebd.

40 Morten Reitmayer, Politisch-soziale Ordnungsentwürfe und Meinungswissen über die Gesellschaft in Europa im 20. Jahrhundert – eine Skizze, in: Lutz Raphael (Hg.), Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert, Köln 2012, S. 37–64.

41 Albert Seldis, Der moderne Reichtum und das menschliche Lebensglück. Eine Zeitstudie, Berlin 1872, S. 173f.

42 Edwin T. Freedley, Goldbuch für Amerika und Ueberall. Geschäftsweisheit und der Weg zum Reichtum, Leipzig 1853 (dt. Übersetzung von: A Practical Treatise on Business, or: How to Get, Save, Spend, Give, Lend, and Bequeath Money. With an Inquiry into the Chances of Success and Causes of Failure in Business, Philadelphia 1853).

43 Astor Vanderbilt, Der Weg zum Reichtum. Wie man ohne besondere Glücksumstände aus eigener Kraft und zwar auf rechtliche Weise in gute Vermögensverhältnisse kommt. Lebenserfahrungen und Belehrungen, Wiesbaden 1914, S. 1.

44 Ebd., S. 81.

die das Thema Reichtum in der Neuen Welt immer wieder aufgriffen. Auflagenstarke Zeitschriften wie die *Gartenlaube* entwickelten dabei eine durchaus ambivalente Sicht auf das »gelobte Land« jenseits des Atlantiks. Die USA waren immer beides: eine Gefahrenzone, in der sich die moralischen und biografischen Risiken kapitalistischen Wirtschaftens verdichteten, aber auch ein Sehnsuchtsort des wirtschaftlichen Erfolgs durch eigene Anstrengung und der gemeinwohlorientierten Reichtumsverwendung, den erfolgreiche Karrieren wie die des millionenschweren Pelzhändlers und Immobilienspekulanten Johann Jakob Astor oder des Klavier-Fabrikanten William Steinway verkörperten.<sup>45</sup> Dabei überwog eine Sichtweise, die die individuellen und gesellschaftlichen Chancen des Vermögenserwerbs akzentuierte.

### 3. Reichtum als Herausforderung der Sozialordnung

Dieser kurze Gang durch die Wissensgeschichte des Reichtums verdeutlicht, dass durchaus umstritten war, welche Formen von Reichtum als legitim galten. Die Geschichte des gesellschaftlichen Umgangs mit Reichtum verweist daher auf grundlegende Muster der Sozialordnung und die ihr zugrunde liegenden Gerechtigkeitsvorstellungen. Die Aushandlung ungleichheitsbezogener gesellschaftlicher Kompromisse wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem immer wichtigeren Thema. Hartmut Berghoff hat festgestellt, dass mehr als zwei Drittel der Millionäre im deutschen Kaiserreich der ersten Unternehmergegeneration angehörte.<sup>46</sup> Unter ihnen finden sich nicht wenige aus einfachen Verhältnissen aufgestiegene Erfinder-Unternehmer wie Julius Pintsch, der sein Vermögen mit Gas- und Glühlampen verdiente, und Manager-Industrielle wie der Leiter der Kattowitzer Bismarckhütte, Wilhelm Kollmann, der seinen Berufsweg als Stahlarbeiter begonnen hatte. Die Entstehung bürgerlichen Reichtums stellte die exklusive Sozialposition des Adels infrage, indem sie einen nicht mehr auf Herkunft, sondern auf individuellem Handeln basierenden Zugangsweg an das obere Ende der Sozialhierarchie signifikant verbreiterte.

Man kann die Geschichte dieses neu entstehenden Reichtums auf viele Weisen erzählen: als Abstiegsgeschichte des Adels aus seinen privilegierten Positionen ebenso wie als Aufstiegs- und Ankunftsgeschichte des Wirtschaftsbürgertums in der Oberschicht. Die bekannte »Feudalisierungsthese« ist so eine wirtschaftsbürgerliche Aufstiegserzählung. Allerdings hat ihr die neuere Forschung den empirischen Boden entzogen, indem sie für Deutschland neben partiellen, zumeist auf großstädtische Räume konzentrierten Annäherungen zwischen Teilen des wohlhabenden Hochadels und bürgerlichen Wirtschaftseliten im Hinblick auf kulturelle Praktiken, Verkehrs- und Heiratskreise auch die Grenzen einer solchen Elitensynthese herausgearbeitet hat. Solche Grenzen wurden ebenso durch fortbestehende bürgerliche Lebensmuster des Wohnens, der Erziehung, Berufs- und Partnerwahl gezogen, wie durch die

45 Exemplarisch: Udo Brachvogel, Deutsche Erfolge auf amerikanischem Boden, *Die Gartenlaube*, Nr. 47, 1875, S. 791–794; O. G. [Otto Glagau], Der Eisenbahnschwindel in Amerika. Zur Warnung für meine Landsleute in Deutschland, *Die Gartenlaube*, Nr. 7, 1874, S. 110–112; vgl. auch Ludwig Felix, Der moderne Reichtum, Berlin 1906, S. 96–99; Schmidt-Weißenfels, Geschichte des modernen Reichtums, S. 80–118.

46 Berghoff, Vermögenseliten, S. 289; ähnlich Jürgen Kocka, Unternehmer in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1975, S. 53, der allerdings einen im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmenden Anteil von Unternehmenserben bei starken branchenspezifischen Unterschieden konstatiert.

dauerhafte Distanz vor allem des Kleinadels zur wirtschaftsbürgerlich-kapitalistischen Welt.<sup>47</sup> Eine Integration beider Lebenswelten war daher trotz aufsehenerregender Einzelfälle, wie sie für einige Industrielle und Bankiers im Umfeld des Kaiserhauses dokumentiert sind, die Ausnahme und keineswegs die Regel.<sup>48</sup>

Daher kann es weiterführend sein, Reiche im 19. Jahrhundert nicht nur als saturierte Existenzen zu analysieren, sondern sie auch als in mancher Hinsicht prekäre Sozialfiguren in den Blick zu nehmen. Der ungesicherte, durch Wohlstand nur mühsam stabilisierte Status des neuen »Geldadels«<sup>49</sup> manifestierte sich in dem oft karikierten Topos des geldstolzen Parvenüs, den man wegen seines protzigen Lebensstils, fehlender Manieren, seiner traditionslosen Anpassungsbereitschaft und seiner widersprüchlichen Wertorientierungen verspottete.<sup>50</sup> Die meist mit milder Ironie, oft aber auch beißend vorgetragene und dabei nicht selten antisemitisch konnotierte Kritik am Verhalten reicher Aufsteiger verweist erstens darauf, dass soziale Aufwärtsbewegungen mit erheblichen biografischen Kosten verbunden sein konnten: der Entwertung der eigenen Herkunft, unvollkommen gelungenen sozialkulturellen Anpassungsleistungen und nicht selten Statusinkonsistenzen zwischen der ursprünglichen und der erreichten Position in der sozialen Hierarchie. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass diese neu erworbenen Vermögen im Gegensatz zum adligen Grundbesitz als »flüchtige [...] oft nur meteorartige Erscheinungen«<sup>51</sup> galten, wäre es lohnend, der Frage nachzugehen, was es für die mentale Verfasstheit der deutschen Gesellschaft im 19. Jahrhundert bedeutete, dass ein nicht unerheblicher Teil der wirtschaftlich tonangebenden Sozialgruppe in einem Zustand latenter Statusunsicherheit lebte.

Die Kritik an den wirtschaftsbürgerlichen Aufsteigern macht zweitens deutlich, wie sehr die Entstehung des neuen Reichtums mit etablierten sozialen Ordnungsvorstellungen kollidierte. Reichtum stellte vertraute Erwartungen über die Ordnung der sozialen Hierarchie infrage, zumal er von statusverändernden Verarmungsprozessen des Adels begleitet sein konnte. Zwar war die Biografie des preußischen Premierleutnants Caspar von Klöden, der nach der Niederlage bei Jena/Auerstedt aus dem Militärdienst entlassen worden war, danach keine neue Beschäftigung mehr fand und sein Leben im Armenhaus beendete, wohl eine beson-

47 Dazu grundlegend: Augustine Patricians/Hartmut Kaelble, Wie feudal waren die Unternehmer im Kaiserreich?, in: Richard Tilly (Hg.), Beiträge zur vergleichenden quantitativen Unternehmensgeschichte, Stuttgart 1985, S. 148–171.

48 So der Bankier und Bismarck-Vertraute Gerson von Bleichröder, der Waffenfabrikant Isidor Loewe, der Tuchproduzent und Kunstmäzen James Simon und der AEG-Gründer Emil Rathenau.

49 Die Begriffe »Geldadel« und »Geldaristokratie« finden sich seit den 1830er Jahren in sozialkritischen Texten. So lässt der mit den Ideen der französischen Julirevolution sympathisierende Schriftsteller Heinrich Laube in seiner Briefnovelle *Das junge Europa* die Figur des grandseignoralen Grafen Topf die Befürchtung aussprechen, nach der Verdrängung des Adels als vorherrschende Sozialgruppe würde sich »unter den Siegern [...] wieder eine Aristokratie« herausbilden, eine »Geldaristokratie«, die »noch platter und prosaischer« sein würde, als die abgelöste Herrschafsklasse. Ihm schaudere »vor dieser neuen, blos rechnenden Herrschaft.« Heinrich Laube, *Das junge Europa*, Bd. 1, Leipzig 1833, S. 30.

50 Exemplarisch: Ein Glücklicher, *Fliegende Blätter* 63 (1875), Nr. 1568, S. 48; Parvenue, ebd., 66 (1877), Nr. 1650, S. 77; H.[ermann] Schlittgen, In der Ahnengalerie, ebd. 110 (1899), Nr. 2803, S. 172; Schmidt-Weißenfels, *Geschichte des modernen Reichtums*, S. 205–208.

51 Schmidt-Weißenfels, *Geschichte des modernen Reichtums*, S. 203. Dies beschreibt freilich nur die zeitgenössische Wahrnehmung. Fundierte Studien zur Vermögensgenese und -tradierung im 19. Jahrhundert fehlen für Deutschland, da die Wirtschaftsgeschichte bisher nur die über längere Zeiträume erfolgreichen Unternehmen untersucht hat.

ders extreme Niedergangsgeschichte. Doch hat die sozialhistorische Forschung gezeigt, dass Abstiege in unstandesgemäße Formen der Lebensführung für Angehörige des Land- und Militäradels keineswegs selten waren und vor allem dann in unterbürgerliche Sozialsagen führen konnten, wenn familiäre Unterstützungsnetzwerke keinen Rückhalt boten. Das war bei Frauen häufiger der Fall als bei Männern.<sup>52</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten große Teile des Adels jedenfalls »ihre einstige auf feudalem Großgrundbesitz fußende Vermögensbedeutung verloren.«<sup>53</sup> Noch folgenreicher für die Neuformatierung des Sozialgefüges waren relative ökonomische Positionsverluste des Adels, zum Beispiel dort, wo die Durchsetzung des Industriekapitalismus zu Anpassungsproblemen der Gutswirtschaft führte, wie sie Theodor Fontane in den vom Wirtschaftsboom wenig berührten Familien des märkischen Landadels literarisch verdichtet hat.<sup>54</sup>

Der Aufstieg des Wirtschaftsbürgertums produzierte Verlust- und Niedergangsgeschichten eigener Art, wenn die Anpassung der Gutswirtschaft an die Bedingungen kapitalistischer Produktion misslang oder Adlige das Familienvermögen an der Börse durchbrachten, weil sie sich vom ostentativen Luxuskonsum bürgerlicher Aufsteiger in ihrer Geltung zurückgesetzt fühlten oder schlichtweg gierig geworden waren und sich zu Komplizen unlauterer Praktiken des Reichtumserwerbs hatten machen lassen.<sup>55</sup> Solche Biografien wirtschaftlichen Scheiterns lassen sich als Indiz dafür lesen, dass die neuen Leitkategorien der Industriegesellschaft zu Orientierungsverlusten und zur Entwertung von Fähigkeiten führten, die an der adlig geprägten Spitze der Sozialhierarchie konzentriert waren. Der nationalliberale Schriftsteller Gustav Freytag hat solche Geschichten mit antisemitischer Tendenz erzählt, damit ein breites Publikum gefunden und es auf diese Weise selbst zu beträchtlichem Wohlstand gebracht. So etwa im vielgelesenen Kaufmannsroman *Soll und Haben*, in dem ein von den neuen Finanzprodukten des Eisenbahnbooms überforderter Rittergutsbesitzer spekuliert und dabei von einem jüdischen Finanzier übervorteilt wird.<sup>56</sup>

52 Ewald Frie, *Oben bleiben? Armer preußischer Adel im 19. Jahrhundert*, in: Gabriele B. Clemens/Malte König/Marco Meriggi (Hg.), *Hochkultur als Herrschaftselement. Italienischer und deutscher Adel im langen 19. Jahrhundert*, Berlin 2011, S. 327–340, hier S. 329f.; Ewald Frie, *Armer Adel in nachständischer Gesellschaft*, in: Ronald G. Asch/Václav Buzek/Volker Trugenberger (Hg.), *Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450–1850*, Stuttgart 2013, S. 207–221, hier S. 212f. u. 218.

53 Rasch, *Adlige*, S. 84.

54 Dieter Aschenbrenner, »In der Mark ist alles Geldfrage«. *Altpreußische Tugenden und neuer Reichtum in Fontanes realer und fiktiver Welt*, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 54 (2003), S. 171–184, hier S. 173f.

55 Bezeichnenderweise standen im Zentrum zweier großer deutscher Finanzskandale des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – dem Konkurs des Eisenbahnspekulanten Bethel Henry Strousberg in den 1870er Jahren und dem Zusammenbruch des sogenannten »Fürstentrusts« (1909–1913) – Repräsentanten angesehenere preußischer Adelsfamilien, die teils als Aushängeschilder, teils als aktive Investoren der in Konkurs gegangenen Aktiengesellschaften tätig gewesen waren. Rasch, *Adlige*, S. 106–108.

56 Freytags Roman ist 1855 erstmals erschienen und erlebte bis 1912 78 Auflagen. Zur Deutung vgl. Jürgen Matoni, *Bürger und Industrie im Werk Gustav Freytags*, in: Joachim J. Scholz (Hg.), *Industrie und Literatur. Beiträge zur oberschlesischen Regionalliteratur*, Berlin 1993, S. 41–52. Dass dem negativen Judenbild des Romans eine entscheidende Funktion bei der literarischen »Konstruktion einer akzeptablen ›deutschen‹ Form der kapitalistischen Moderne« und der Definition einer primär wirtschaftsbürgerlich geprägten bürgerlichen Identität nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 zukommt, zeigt Christiane Achinger, *Antisemitismus und ›Deutsche*

Heinrich Heine, ein gelernter Banker, hat diese Umwertung etablierter Sozialpositionen und Fähigkeiten früh beschrieben, als er seinen Lesern von einem Besuch im Büro des Pariser Bankiers Rothschild berichtete: Er habe dort Personen aus allen Ständen sich »beugen und bücken« sehen, wie es selbst »dem besten Akrobaten schwer fiele«. Hier lerne man, »wie klein der Mensch ist und wie groß Gott ist! Denn das Geld ist der Gott unserer Zeit«. <sup>57</sup> Heine übertrieb sicher, wenn er Geld zum alleinigen Leitwert seiner Zeit erklärte, aber das Zitat sensibilisiert für die ambivalente Doppelfunktion, die dem Reichtum zukam. Er war zugleich Basis sozialer Distinktion, aber auch ein – mit Georg Simmel gesprochen – »furchtbarer Nivellierer«, <sup>58</sup> der die Positionierung in der gesellschaftlichen Hierarchie einem wachsenden Zwang zur Rechenhaftigkeit unterwarf. Genau das war einer der Punkte, die Rudolf Martins Jahrbuch der Millionäre zu einem Skandalon gemacht hatten. Hier waren Könige und Finanzjongleure, altadlige Reichsfürsten und neureiche Fabrikanten nach einem einheitlichen Kriterium geordnet: der Größe ihrer Vermögen. Aus einer anderen Stoßrichtung und mit für ihn ungewöhnlichem Sarkasmus hatte Theodor Fontane bereits zwei Jahrzehnte zuvor die um sich greifende Rechenhaftigkeit sozialer Hierarchisierung aus der Perspektive sozialer Aufsteiger gezeichnet, als er die Protagonistin seines Romans durch einen ehemaligen Verehrer mit den Worten charakterisierte, über ihr sentimentales Gehabe und ihren bildungsbürgerlichen Habitus dürfe man sich keine Illusionen machen, Jenny Treibel habe »nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt [...]: ›Gold ist Trumpf, und weiter nichts«. <sup>59</sup>

Dies führt zu einer weiteren Kernfrage in der Geschichte des Reichtums: dem Zusammenspiel von sozialen Ordnungsideen, Deutungskämpfen und der Regulierung großer Vermögen. Welche Formen von Reichtum galten als respektabel und welche nicht? Und welche Erwartungen richteten sich an Reiche? Das 19. Jahrhundert gilt als Epoche, die entscheidend durch die Sozialfigur des Bürgers geprägt wurde. Es lohnt also zu fragen, wie sich der neu entstehende Reichtum zur Werteordnung der bürgerlichen Gesellschaft verhielt. Auf den ersten Blick scheint es, als habe er sich ohne Schwierigkeiten in deren Normenkanon einfügen lassen. Das bürgerliche Sozialmodell basierte ja auf wirtschaftlicher Selbstständigkeit und der »Hochachtung vor individueller Leistung«. <sup>60</sup> Aus dieser Sicht ließ sich Reichtum ohne größere Probleme in ein liberales Wirtschaftsmodell integrieren, das Wohlstand als Ergebnis eigener Anstrengungen und beruflicher Tüchtigkeit wertete. Diese meritokratische Legitimation grenzte sich gegen den unverdienten, weil ererbten Reichtum des Adels ebenso ab, wie gegen unterbürgerliche Schichten, deren Armut als Ausdruck geringer Leistungsbereitschaft, ja sogar moralisch verwerflichen Müßiggangs gesehen wurde.

Arbeit« – Zur Selbsterstörung des Liberalismus bei Gustav Freytag, in: Nicolas Berg (Hg.), Kapitalismusdebatten um 1900 – Über antisemitisierende Semantiken des Jüdischen, Leipzig 2011, S. 361–388, hier S. 366.

57 Heinrich Heine, Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben XXXII, 31.3.1841, 3. Aufl., Berlin 2014, S. 106.

58 Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders., Soziologische Ästhetik, hg. von Klaus Lichtblau, Darmstadt 1998, S. 119–133, hier S. 124 (E. A. 1903).

59 Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«, Stuttgart 2004, S. 87 (E. A. 1892).

60 Jürgen Kocka, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 19. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, S. 21–63, hier S. 43.

Normkonflikte ergaben sich allerdings daraus, dass dieses meritokratische Modell einen starken Gleichheitsbezug innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft enthielt, denn es orientierte sich am »Typus des mittleren, durch die eigene Arbeit maßvoll wohlhabenden Bürgers«. <sup>61</sup> In dieser Perspektive bildete der industrielle Reichtum anfangs eine markante Herausforderung bürgerlicher Werte, wie Christina von Hodenberg festgestellt hat. <sup>62</sup> Denn er verschärfte eine elementare Spannung zwischen einer Wirtschaftsnorm, die individuelles Gewinnstreben und soziale Ungleichheit befürwortete, und bürgerlichen Gleichheits- und Verhaltensnormen, die extremen Wohlstandsunterschieden kritisch gegenüberstanden und insbesondere dem exzessiven Eigennutz mit Reserve begegneten. Bei der Deutung frühindustrieller Konflikte wie des schlesischen Weberaufstands ging es daher auch um die Frage, wie sich das individuelle Gewinnstreben mit dem Gemeinwohl vereinbaren ließ. Die bürgerlich-liberale Kritik richtete sich dabei nicht gegen markante Wohlstandsunterschiede, wohl aber gegen bestimmte Praktiken des Reichtumserwerbs und der Zurschaustellung von Reichtum. Im Mittelpunkt der Kritik standen diejenigen Fabrikanten und Verleger, die die Machtverhältnisse ihrer Produktionssysteme im Interesse persönlicher Profite besonders brutal zu Lasten ihrer Beschäftigten ausgenutzt hatten. Die Kritik an ihnen restabilisierte die verletzten bürgerlichen Normen der Gleichheits- und Gemeinwohlorientierung. Und sie bot gleichzeitig eine Möglichkeit an, industriellen Reichtum in die bürgerliche Werteordnung zu integrieren, indem sie dem Negativstereotyp des moralisch entgrenzten »Fabrikherren« den Typus des in seinem Erwerbstrieb gezügeln Unternehmers gegenüberstellte, der Wohlstand produzierte, in seiner eigenen Lebensführung bescheiden blieb und im Rahmen hierarchisch strukturierter Betriebsverhältnisse wie ein Hausvater für seine Arbeiter sorgte. Dieser Normappell gab der Selbstverpflichtung des Unternehmers den Vorrang gegenüber staatlichen Interventionen. Er prägte die kulturelle Repräsentation des industriellen Reichtums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kaum eine Darstellung von Reichtum kam künftig ohne den Verweis auf das wohltätige Verhalten von Unternehmern aus. So resümierte eine populäre Darstellung: Charakteristisch für die »neue industrielle Aristokratie« seien die »Dankbarkeit gegen die Örtlichkeit, auf der sie ihre Erfolge davontrug«, sowie die Fürsorge für die eigenen Arbeiter. <sup>63</sup> »Wie ein Vater« habe Alfred Krupp in einer »der Auffassung eines patriarchalischen, bürgerlichen Meisters entsprechenden Weise [...] für die Wohlfahrt seiner Arbeiter« gesorgt.

Der Grundstrom kapitalismuskritischer Stimmen verebte nie ganz. Ihre Argumente fanden vor allem im Umfeld der sozialistischen Arbeiterbewegung, in jüdenfeindlichen Kreisen sowie im katholischen Bevölkerungsteil weiterhin ihr Publikum. Die im Kern gegen die Industriemoderne gerichtete katholische Kapitalismuskritik war oftmals ebenfalls antisemitisch grundiert. Sie setzte vor allem an zwei Punkten an: Zum einen wandte sie sich gegen in ihren Augen unrechtmäßigen Reichtumserwerb, der auf Spekulation oder der ungerechten Ausbeutung fremder Arbeitskraft basierte, zum anderen gegen eine un-

61 Dieter Hein, Arbeit, Fleiß und Ordnung, in: Hans-Werner Hahn/ders. (Hg.), Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf – Vermittlung – Rezeption, Wien 2005, S. 239–251, hier S. 248.

62 Christina von Hodenberg, Der Fluch des Geldsacks. Der Aufstieg des Industriellen als Herausforderung bürgerlicher Werte, in: Manfred Hettling (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 79–104, hier S. 79, zum Folgenden ebd., S. 91–104.

63 Schmidt-Weißfels, Geschichte des modernen Reichtums, S. 74f., das folgende Zitat S. 70. Die Philanthropie zählt zu den wenigen vergleichsweise gut erforschten Bereichen einer Geschichte des Reichtums. Als Überblick: Thomas Adam, Stiften für das Diesseits – Deutsche Stiftungen in der Neuzeit, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 63 (2012) 1/2, S. 5–20.

gerechtfertigte, d. h. nicht am Gemeinwohl orientierte Reichtumsverwendung. Allerdings galten soziale Ungleichheit und persönlicher Reichtum als grundsätzlich vereinbar mit einer katholischen Sozialordnung.<sup>64</sup>

Durch die moralische Verurteilung unfairer Praktiken des Reichtumserwerbs und die Stärkung der Gemeinwohlverpflichtung gelang seit den 1840er Jahren gleichwohl eine legitimatorische Integration des neu entstehenden Reichtums in den Normenkanon der bürgerlichen Gesellschaft unter liberalen Vorzeichen. Die Gründerkrise der 1870er Jahre war hingegen eine weitaus tiefgreifendere Krise als der Weberaufstand. Die gescheiterten Aktienspekulationen machten deutlich, dass sich der legitimatorische Zusammenhang von individuell zurechenbarem Handeln und erzieltm Gewinn weitgehend aufgelöst hatte. Im Börsenkrach von 1873 und dem Scheitern der Strousberg'schen Eisenbahnspekulationen wenige Jahre später erreichte zudem eine seit längerem schwelende Krise der Wirtschaftsmoral ihren Höhepunkt, die im Windschatten des liberalen Paradigmas Geschäftspraktiken begünstigt hatte, welche den individuellen Reichtumserwerb in einen Kontext krimineller Geschäftspraktiken und ihrer gesellschaftlich dysfunktionalen Folgen stellten.<sup>65</sup> Unter den Gewinnern und Verlierern, Betrügnern und Betrogenen fanden sich neben vielen Kleinanlegern Staatsbeamte in führenden Positionen und nicht wenige Angehörige des Hochadels, die am Wirtschaftsboom teilhaben und – so ihre Erwartung – dabei risikolos hohe Profite einstreichen wollten. Der Finanzkrach hatte einen Verfall der Wertordnung alter Eliten im Adel und im Beamtenapparat erkennen lassen, die unter dem Deckmantel vorgeblich wirtschaftsaverser Sozialnormen tief in unlautere Geschäftsmethoden verstrickt waren und dabei wenig wirtschaftliches Geschick bewiesen hatten. Die Deutung der Gründerkrise durch die politische Öffentlichkeit und die Wirtschaftswissenschaften bewirkte indes vor allem eine massive Delegitimierung des wirtschaftsliberalen Paradigmas.<sup>66</sup>

Allerdings führte die Gründerkrise nicht zu einer nachhaltigen Diskreditierung des neu entstandenen Reichtums, wie eine stattliche Anzahl von Veröffentlichungen zeigt, die nach den Modi der Reichtumsgenese fragten und vorbildhafte Unternehmerbiografien zu identifizieren suchten.<sup>67</sup> Anders als etwa in England, das seinen durch den Rüstungswettlauf der europäischen Großmächte massiv steigenden Finanzbedarf durch erhöhte Steuern auf hohe

64 Olaf Blaschke, Antikapitalismus und Antisemitismus: Die Wirtschaftsmentalität der Katholiken im Wilhelminischen Deutschland, in: Johannes Heil/Bernd Wacker (Hg.), *Shylock? Zinsverbot und Geldverleih in jüdischer und christlicher Tradition*, München 1997, S. 113–146; Heinrich Kratz, *Der Reichtum im Lichte der heiligen Schrift: ein Beitrag zur Klärung der sozialen Frage*, Neuwied 1900, S. 51–61.

65 Es muss hier offen bleiben, inwieweit sich diese Krise insgesamt auf das Geschäftsgebaren von Unternehmern bezog oder inwieweit sie Ausdruck spezifischer Praktiken des Finanzmarkts war, wie Richard Tilly, *Unternehmermoral und -verhalten im 19. Jahrhundert. Indizien deutscher Bürgerlichkeit*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Bd. 2: *Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger*, Göttingen 1995, S. 35–64, hier S. 40f. u. 49–53, vermutet.

66 Fritz Stern, *Geld, Moral und die Stützen der Gesellschaft*, in: ders. (Hg.), *Das Scheitern illiberaler Politik. Studien zur politischen Kultur Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1974, S. 62–89, hier S. 71–74; Tilly, *Unternehmermoral*, S. 52. Wobei die Delegitimierung liberaler Wirtschaftspraktiken nur ein Element eines komplexen Ursachenzusammenhangs darstellt, in dem die zum Nachteil preußischer Agrarier veränderte außenwirtschaftliche Konkurrenzsituation ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte.

67 Z. B. Hermann Blenhard, *Die ›Gerissenen‹ oder: ›Woher haben Sie Ihren Reichtum?‹ 10 Antworten von Millionären, die mit nichts angefangen haben*, Berlin 1907; Ernst Friedegg, *Millionen und Millionäre. Wie die Riesenvermögen entstehen*, Berlin-Charlottenburg 1914.



Einkommen und Vermögen finanzierte, wurden große Vermögen in Deutschland bis zum Ende des Kaiserreichs weiterhin nur sehr milde besteuert. Erst am Vorabend des Ersten Weltkriegs griff der Reichsfiskus durch die Einführung eines progressiven Wehrbeitrags, der bis zu 8 Prozent des Einkommens und bis zu 2,5 Prozent des Vermögenszuwachses betragen konnte, etwas stärker auf die Spitzeneinkommen und -vermögen zu. Bereits dieser zurückhaltende Zugriff war politisch hoch umstritten.<sup>68</sup>

Der Gründerkrach bewirkte allerdings einen geistigen Klimawandel. Anstelle der euphorisierten Zukunftsgewissheit der Gründerjahre mit ihrem Glauben an den gesamtgesellschaftlichen Nutzen wirtschaftlicher Freiheit und die Fähigkeit zur vernunftorientierten Selbstregulierung der Wirtschaft wurden die ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Risiken des ungezügeltelten Konkurrenzkapitalismus nun wieder stärker hervorgehoben.<sup>69</sup> Mit der Krise des liberalen Paradigmas eng verkoppelt war eine wachsende Skepsis gegenüber einem entgrenzten, allein auf privaten Reichtumserwerb hin orientierten und in seinen Funktionsweisen zunehmend undurchschaubaren Kapitalismus.<sup>70</sup> Weiterhin verband sich damit eine veränderte Erwartungshaltung der politischen Öffentlichkeit an den Staat, dessen Schutzfunktion und Schiedsrichterrolle beim Ausgleich gesellschaftlicher Interessen wieder stärker betont wurde. Zudem gab diese Entwicklung denjenigen Strömungen innerhalb der Wirtschaftstheorie Auftrieb, die, wie die jüngere Historische Schule der Nationalökonomie, empirisch ausgerichtet waren, staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft offener gegenüberstanden als die bis dahin tonangebenden *Laissez-faire*-Liberalen und eine auf den Ausgleich von Klassenantagonismen ausgerichtete staatliche Sozialpolitik als Revolutionsprophylaxe befürworteten.

Seit dem Gründerkrach wurden allerdings auch ältere antisemitische Semantiken neu aktualisiert, die Juden für die negativen Folgen des bisher praktizierten *Laissez-faire*-Kapitalismus verantwortlich machten und dabei zugleich das Problem des ungerechtfertigten Reichtumserwerbs auf die politische Tagesordnung setzten. Dies betraf zum einen Stereotype, die eine starke Affinität von Juden zum Handels- und Finanzkapitalismus behaupteten und einen Gegensatz zwischen »produktiver«, weil gemeinwohlorientierter »deutscher Arbeit« und vermeintlich »unproduktiven«, eigennützig agierenden »Wirtschaftsjuden« konstruierten, denen man unterstellte, sie würden sich am erarbeiteten Wohlstand ungerechtfertigt bereichern.<sup>71</sup> Zum anderen fand die These einer besonderen Bedeutung von Juden für die Herausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsweise (die jetzt zunehmend kritisch gesehen wurde) um die Jahrhundertwende auch Eingang in nationalökonomische Diskussionen, die mit wachsender Zukunftsskepsis die sozialen und kollektivpsychologischen Auswirkungen des modernen Kapitalismus auf die eigene Gegenwart debattierten. So verbanden sich Teile

68 Martin Daunton, *Trusting Leviathan, The Politics of Taxation in Britain 1799–1914*, Cambridge 2001; Ullmann, *Steuerstaat*, S. 77f. u. 81–88.

69 Zum Folgenden: Werner Plumpe, *Der Gründerkrach. Die Krise des liberalen Paradigmas und der Aufstieg des Kathedersozialismus*, in: ders./Joachim Scholtyseck (Hg.), *Der Staat und die Ordnung der Wirtschaft. Vom Kaiserreich bis zur Berliner Republik*, Stuttgart 2012, S. 17–42.

70 Berghoff, *Adel und Industriekapitalismus*, S. 233f.

71 Hannah Ahlheim, *Das Vorurteil vom »raffenden Juden«*. Antisemitische Feindbilder und jüdische Identität in der Weimarer Republik, in: Juliane Sucker/Lea Wohl von Haselberg (Hg.), *»Bilder des Jüdischen«*. Selbst- und Fremdzuschreibungen im 20. und 21. Jahrhundert, Berlin 2012, S. 222–239, hier S. 224f.; zeitgenössisch: Otto Glagau, *Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin*. Gesammelte und stark vermehrte Artikel aus der *Gartenlaube*, Leipzig 1876.

der akademischen Zeitkritik mit antisemitischen Denkfiguren auf unheilvolle Weise zu einem semantischen Feld.<sup>72</sup>

Die Gründerkrise führte auf mittlere Sicht zu einem Wandel ordnungspolitischer Vorstellungen hin zu einem wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Klima, das die Ordnung der Wirtschaft wieder stärker vom Staat her dachte und eine Wirtschaftspolitik favorisierte, die bei grundsätzlicher Anerkennung der unternehmerischen Freiheit stärker auf staatliche Regulierung setzte. Man kann in dieser »Wendung zum Staat vor dem Hintergrund ökonomischer Krisen«<sup>73</sup> eine politisch folgenreiche »Trendwende im volkswirtschaftlichen Denken«<sup>74</sup> sehen, die Wirtschaft und Gesellschaft in ein engeres Beziehungsverhältnis unter öffentlicher Verantwortung brachte. Bemerkenswert sind hierbei weniger die recht überschaubaren Kurskorrekturen in der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Sie beschränkten sich darauf, einige besonders skandalisierte Formen des Reichtumserwerbs zu begrenzen. So führte die Reform des Wertpapierrechts durch die Aktiennovelle 1884 Verbesserungen im Anleger- und Gläubigerschutz ein, während das Börsengesetz von 1896 den riskanten und in seinen gesamtwirtschaftlichen Folgen kontrovers diskutierten Terminhandel untersagte.<sup>75</sup>

Wichtiger ist in diesem Zusammenhang erstens, dass mit dem Bedeutungsverlust des wirtschaftsliberalen Paradigmas ein starker Sperrriegel gegen direkte staatliche Interventionen in das Kapital-Arbeit-Verhältnis beseitigt wurde. Zweitens gewann mit Unterstützung aus ganz unterschiedlichen Richtungen der Gedanke an Einfluss, soziale Ungleichheit am unteren Rand des materiellen Verteilungsspektrums durch staatliche Interventionen einzuhegen, um das Aufbrechen von Klassenantagonismen zu verhindern und die Integration der Gesellschaft zu stärken. Weiterhin ist von Bedeutung, dass sich im zeitlichen Vorlauf zur Kaiserlichen Sozialbotschaft von 1881 die Arbeitskontakte zwischen den mit der Ausarbeitung der sozialen Reformen befassten Beamten und denjenigen Vertretern des Vereins für Socialpolitik intensivierten, die sich wie Adolf Wagner und Gustav Schmoller für eine stärkere Einhegung sozialer Ungleichheit aussprachen. Auch wenn die Reformdiskussion bis in die 1860er Jahre zurückreichte und man sich die Rolle der Kathedersozialisten dabei weniger als direktes Einflussverhältnis in der politischen Spitzenebene<sup>76</sup> denn als mittelbares Wirkungsverhältnis auf die mit der Ausarbeitung der Gesetzgebungsentwürfe betraute Ministerialbürokratie vorstel-

72 So im Werk von Werner Sombart, dessen diesbezügliche Thesen zeitgenössisch breit rezipiert, wissenschaftlich aber eher kritisch debattiert wurden. Ders., *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, Leipzig 1911. Zum antisemitischen Stereotyp einer spezifisch »jüdischen« Wirtschaftsweise vgl. die Beiträge in Berg, *Kapitalismusdebatten um 1900*.

73 Plumpe, *Gründerkrach*, S. 25.

74 Frie, *Verein für Socialpolitik*, S. 47.

75 Rainer Gömmel, *Die Entstehung und Entwicklung der Effektenbörsen im 19. Jahrhundert bis 1914*, in: Hans Pohl (Hg.), *Deutsche Börsengeschichte*, Frankfurt a. M. 1992, S. 133–207, hier S. 170–178.

76 Lediglich bei dem Versuch, eine staatlich organisierte Alters- und Invalidenversorgung durch das Tabakmonopol zu finanzieren, kam es zu einer direkten Zusammenarbeit zwischen Bismarck und Wagner, die allerdings in mehrfacher Hinsicht scheiterte. Die auf ihre Steuerhoheit bedachten Bundesstaaten verweigerten ihre Zustimmung zu einer Verreichlichung der Tabaksteuer. Das Regierungslager ging geschwächt aus den 1881 abgehaltenen Reichstagswahlen hervor. Und Wagner, der dieses Projekt mit Billigung des Reichskanzlers in den Mittelpunkt seines Wahlkampfes gestellt hatte, errang kein Mandat. Bericht über den Verlauf der Wahlrede Prof. Adolph Wagners in Barmen, *Barmer Zeitung* Nr. 186, 12.8.1881, *Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914*, I. Abt., Bd. 1: *Grundfragen staatlicher Sozialpolitik*. Die Diskussion der Arbeiterfrage auf Regierungsseite vom preußischen Verfassungskonflikt bis zur Reichstagswahl

len muss, blieb das nicht ohne Folgen für die Sozialgesetzgebung.<sup>77</sup> So ging das für die Konstruktion des deutschen Sozialstaatsmodells zentrale Element des Versicherungszwangs in der Arbeiterversicherung auf eine Anregung Wagners zurück.<sup>78</sup> Es ist bekannt, dass eine ganze Reihe hier nicht eingehender zu diskutierender Faktoren letztlich den Ausschlag für die Institutionalisierung der Sozialversicherung gab.<sup>79</sup> Das seit dem Gründerkrach weiter geöffnete Gelegenheitsfenster für sozialpolitische Reformen war sicher nur einer davon. Gleichwohl lässt sich aus dieser Perspektive die Geburt des deutschen Sozialstaats in den 1880er Jahren auch als Versuch deuten, eine Antwort auf die durch den neuen Reichtum mitversursachten Kontroversen über soziale Ungleichheit im ausgehenden 19. Jahrhundert zu geben.

von 1881, hg. von Karl Erich Born/Hansjoachim Henning/Florian Tennstedt, bearb. von Florian Tennstedt u. a., Stuttgart 1994, S. 612–614.

- 77 So der Befund bei Erik Grimmer-Solem, *The Rise of Historical Economics and Social Reform in Germany 1864–1894*, Oxford 2003, S. 185f.; abwägend zu dieser These: Plumpe, *Gründerkrach*, S. 32–36, insbes. S. 33.
- 78 Bericht Hermann Wagners für Bismarck über die Jahresversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Eisenach, 29.10.1874, Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, I. Abt., Bd. 6: Altersversorgung und Invalidenkassen, hg. von Karl Erich Born/Hansjoachim Henning/Florian Tennstedt, bearb. von Florian Tennstedt u. a., Darmstadt 2002, S. 110–118, hier S. 111 u. 117.
- 79 Gerhard A. Ritter, *Soziale Frage und Sozialpolitik in Deutschland seit Beginn des 19. Jahrhunderts*, München 1998, S. 27–52.